

Die Ereignisse von 1989, der Zusammenbruch der europäischen Ordnung von Jalta, haben in den postkommunistischen Ländern die Geschichte mit Vehemenz auf die Tagesordnung gesetzt.

Rückkehr der Geschichte – das heißt zunächst einmal, daß 1989 Geschichte *gemacht* hat. Dieses Jahr ist für ganz Europa ein Geschichte konstituierender Einschnitt: Der Fall der Berliner Mauer markiert das Ende der Nachkriegszeit und den Beginn einer neuen Epoche. Was vielen eben noch unabänderliche Gegebenheit schien – das geteilte Europa der Nachkriegszeit – wurde Geschichte. Es ist zu einem Kapitel geworden, auf das wir nun zurückblicken – und das jetzt erst wirklich geschrieben werden kann.

Rückkehr aber auch im Sinne der Restitution von Geschichte: Es findet eine Wiederherstellung des Rechts auf Wahrheit und Erinnerung statt.

»Wie es wirklich gewesen« ist, diese Frage ist in der heutigen Situation alles andere als naiv. Die unabhängige und die Exil-Geschichtsforschung haben in den vergangenen Jahrzehnten Enormes geleistet, doch weiße Flecken gibt es noch immer. Zu vielen entscheidenden Quellen erhalten die Historiker erst jetzt Zugang, gerade eben erst bildet sich eine öffentliche Sphäre heraus, in der Debatten geführt werden können: Die Zensur ist gefallen, die Archive werden geöffnet. Vieles, was lange im Dunkeln bleiben mußte, kann endlich geklärt werden, ganze Kapitel der jüngeren Geschichte müssen vielleicht revidiert werden.

In den kommunistischen Gesellschaften wurde das Geschichtsbewußtsein über Jahrzehnte deformiert und die Erinnerung blockiert. Die Nachforschungen der Historiker sind auch von daher nicht nur von akademischer Bedeutung: Sie können helfen, das kollektive Gedächtnis wiederherzustellen.

Eines der größten Hindernisse dabei wird vielleicht darin bestehen, daß in dieser Region die Geschichte schon allzu oft (und nicht erst unter dem Kommunismus) umgeschrieben wurde: Warum sollte man den Historikern diesmal mehr Glauben schenken?

Und vielen wird die Geschichte, die ihnen durch Lügen vorenthalten wurde, nun gleichsam zum zweiten Mal geraubt – durch die Wahrheit: Sie gehören einer Generation an, deren lebensgeschichtlicher Sinn über Nacht zerfiel.

Das historische Gedächtnis steht in unmittelbarer Beziehung zu den gegenwärtigen Identitätsproblemen in den postkommunistischen Ländern. »Wer sind wir?« – die Antwort darauf hängt wesentlich davon ab, woran wir

uns erinnern. Spätestens hier wird die Frage, wie es wirklich gewesen ist, zur Frage nach der Verantwortung: Es geht um die Mitverantwortung für das, was geschehen ist. Die polnischen Beiträge etwa zeigen, daß die Polen als Opfer zweier Okkupationen dennoch diese Zeit nicht einfach im Namen einer ›wahren‹ polnischen Kontinuität in Klammern setzen können. Ähnlich fragwürdig ist die geläufige Unterscheidung zwischen einer ›normalen‹ ungarischen Geschichte und ihren episodenhaften ›Irrwegen‹. Im Nachkriegsdeutschland gab es für die Hitlerzeit zwei konkurrierende und sich zugleich stützende Strategien der Vergangenheitsbewältigung, die Helmut Dubiel untersucht. Indem sie die ›antifaschistische‹ Tradition für sich reservierte, hat die offizielle DDR-Geschichtsschreibung die Prozedur des Einklammers mit doppeltem Erfolg praktiziert: Sie entließ sich aus dem gemeinsamen Verantwortungszusammenhang und verschaffte sich zugleich eine Identität stiftende Legitimationsbasis. Was dann auf dieser Basis geschah, ist heute Gegenstand einer zweiten Vergangenheitsbewältigung. Henry Rousso zeigt anhand der französischen Aufarbeitung des Erbes von Vichy, welche Probleme die ›Säuberungen‹ in den postkommunistischen Ländern mit sich bringen können. Bezeichnend ist, daß es in Frankreich dreißig Jahre dauerte, bis eine neue Generation von Historikern sich ohne Tabus mit dem Problem der Kollaboration beschäftigen konnte.

Wie wird man mit der ›unerträglichen Last der Geschichte‹ fertig? Unter den Strategien der neuesten Vergangenheitsbewältigung scheint die erfolgreichste darin zu bestehen, die Wahrzeichen der kommunistischen Regime zu beseitigen und durch ältere zu ersetzen, die eine zerstörte Kontinuität, zumindest auf der symbolischen Ebene, wiederherstellen sollen: Getilgt werden sollen die Spuren einer Erfahrung, die die Gesellschaften unter dem Kommunismus tief und nachhaltig geprägt hat. Die gestürzten Denkmäler und wieder eingeführten alten Straßennamen sind nur äußerliche Zeichen der Suche nach einer ›verwendbaren‹ Vergangenheit, deren Mächtigkeit umgekehrt proportional zur Brüchigkeit der nationalen Identität und Unsicherheit vor der Zukunft ist. Natürlich ist hier die Versuchung groß, sich eine bequeme Vorgeschichte zu klittern.

Mag das Bedürfnis nach einem Wiederanknüpfen an die Zeit vor dem Kommunismus durchaus real sein – die beschworene Kontinuität selbst ist nur zu oft Fiktion. Steven Beller erinnert daran, daß die ›Erfindung von Tradition‹ (Eric Hobsbawm) in diesem Teil Europas, mehr als anderswo, ihrerseits bereits eine Tradition ist (die auch ihre komischen Seiten hat).

Die Geschichte kehrt zurück, doch sie wiederholt sich nicht. Es sei denn als Farce – und das heißt heute: wenn man sie abermals zurechtbiegt.

Was es bedeutet, der Vergangenheit nicht auszuweichen, versuchen Jan Patočka und Petr Pithart an der tschechischen Geschichte zu zeigen. Jedes

historische Subjekt handelt zwar unter auferlegten, unverfügbaren Bedingungen; es steht zugleich aber vor der Notwendigkeit, sich für eine bestimmte – seine – Geschichte zu *entscheiden*. In diesem legitimen und vitalen Moment von Wahl liegt seine Verantwortung – seine Chance und zugleich das Risiko zu scheitern. Patočka schreibt unter dem Eindruck des gescheiterten Prager Frühlings. Wie nahe lag es damals, die tschechische Geschichte als eine Kette von Niederlagen zu lesen und die Verantwortung abzuwälzen: auf die Sowjets (1968), auf die Kommunisten (1948), auf die Westmächte (1938), auf die Nationalisten usw. Doch Patočka besteht darauf, daß nichts so kommen mußte, wie es kam. Vielleicht kann man sagen, daß ihm 1989 schließlich recht gegeben hat.

Geschichte ist in den postkommunistischen Ländern weit mehr als ein Streitgegenstand der Historiker – sie ist zum Kampfplatz und zur Waffe geworden, zum Medium und Mittel der (Re-)Konstruktion politischer und nationaler Identitäten. Die Entscheidung, auf welche Geschichte man jeweils zurückgreift, berührt damit unmittelbar auch die Zukunft.

Nach langer Zeit kann an abgerissene oder gewaltsam abgebrochene Traditionen wieder angeknüpft werden. Wenn dieser Prozeß auch die Gefahr in sich birgt, neue Mythen zu zeugen, die abermals zu apologetischen Zwecken eingesetzt werden, wenn auch nicht auszuschließen ist, daß Traditionen wieder ins Spiel kommen, die man sich nicht zurückwünschen würde, so ist die Rückkehr der Geschichte doch eine unabdingbare Voraussetzung für die Wiederherstellung der politischen Kultur in den postkommunistischen Gesellschaften.

Wien und Paris im Juli 1991